

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 12 (1929)
Heft: 23

Artikel: Weihnacht : (Schluss)
Autor: Brauchlin, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-407799>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 15. und letzten jeden Monats

Adresse des Geschäftsführers: Geschäftsstelle der F. V. S. Postfach Zürich 18 Postcheck-Konto Nr. VIII 15299	In Sachen des Glaubens wie der Politik ist das Dummste immer das Mächtigste: es wirkt auf den grossen Haufen mit dämonischer Gewalt. Johannes Scherr.	Abonnementspreis jährl. Fr. 6.— (Mitglieder Fr. 5.—) Inserate 1-3 mal: $\frac{1}{32}$ 4.50, $\frac{1}{16}$ 8.—, $\frac{1}{8}$ 14.—, $\frac{1}{4}$ 26.— Darüber und grössere Aufträge weit. Rabatt
---	--	---

Weihnacht.

Von E. Brauchlin.

(Schluss.)

Die Ausbreitung des Weihnachtsbaumes, den man auch Christbaum, Lichterbaum, Lebensbaum nannte, vollzog sich, je nach der Gegend aber sehr ungleich, vom Beginn des 18. Jahrhunderts an. Er war ursprünglich mit Äpfeln, Papierrosen, bunten Bändern u. dgl. behangen. Das Schmücken mit Kerzen tritt, wenigstens allgemeiner, erst später auf. In dem vornehmen Strassburg war der Lichterschmuck schon um 1785 üblich. In Bern dagegen kennt man den mit Lichtern versehenen Baum erst seit 1813; er wurde aber samt den Gaben den Kindern erst am Neujahrstage dargebracht. In den katholischen Gegenden der Schweiz wurde der Lichterbaum am St. Nikolaustag angezündet. Am ganzen Mittelrhein war in den Zwanzigerjahren des letzten Jahrhunderts der Weihnachtsbaum nicht in Gebrauch, während er sich in Norddeutschland um dieselbe Zeit lebhaft ausbreitete. Im ganzen hat er sich in protestantischen Gegenden leichter Eingang verschafft, als in katholischen; jetzt sind die konfessionellen Schranken ganz durchbrochen. Auch jüdische und freigeistige Familien halten einen Lichterbaum, und dieser Brauch ist für sie ebenso sinnig wie für die Christen. Er stellt keine Entlehnung aus christlich-kirchlichen Weihnachtsbräuchen dar, sondern er hat sich, wie angedeutet wurde, im Gegensatz zu diesen gebildet und diese teilweise verdrängt. Und zwar gilt dies nicht nur für den Weihnachtsumzug und die Niklausfeier, sondern auch für die seit dem 14. Jahrhundert volkstümliche Krippe. Die religiöse Vorstellung von der Geburt Christi und die daran anknüpfenden Legenden ist am Weihnachtsfest nicht mehr das Wesentliche, sondern die Freude am Schenken und Beschenktwerden. «Die Freude der Kinder über die Gaben des Weihnachtstisches und den Kerzenglanz hat den Sieg über die Freude davongetragen, welche die mittelalterliche Kirche am Jesusgeburtstag verkündigte. Als Verdränger der Krippe und der Anschauungswelt, die sich an sie künfft, wird der Weihnachtsbaum ein Merkzeichen des geistigen Fortschritts, das von einem einmal gewonnenen Boden schwer wieder zu vertreiben ist... Er verdrängt geradezu das Christkind und die Geburtssagen von ihrer Stelle. Nur frömmelnde Kreise erhalten die Erinnerung daran noch aufrecht; aber das Hersagen der betreffenden Bibelstellen, das Singen alter Weihnachtslieder wird immer seltener, stirbt in weiten Volksschichten ganz aus. Und doch knüpft sich keinerlei bestimmter Gedanke an ihn, er hat keinerlei bestimmte Bedeutung. Gerade in der Freiheit von allem Dogmatischen liegt sein Wert... gerade dadurch wird er typisch für die (neue) Zeit.» So schrieb Alexander Tille 1893 in seinem Buch über die deutsche Weihnacht.

Damit ist die Antwort auf die Frage, ob es auch für Menschen, die für sich den religiösen Inhalt des Weihnachtsfestes ablehnen, einen Sinn habe, einen Lichterbaum zu halten, eigentlich schon gegeben.

Aber ich möchte sie doch noch anders begründen, ohne dabei auf alteingesessene Bräuche zurückzugreifen.

Wir Menschen, Gebilde der Natur, wie jede Pflanze und jedes Tier, können uns den von der Natur aus auf uns einwirkenden Einflüssen nicht entziehen. Wenn wir auch im Hinblick auf die Nutzbarmachung der Naturkräfte für unsere Zwecke unter bestimmten Einschränkungen berechtigt sind, zu behaupten, dass wir die Natur beherrschen, so steht doch in anderer Hinsicht auch unsere Abhängigkeit von ihr ausser Frage. In diesem Zusammenhange denke ich in erster Linie an unser Gemütsleben.

Es ist wohl kein Mensch, auf den die Sonne nach frostigen, trüben Tagen nicht irgendwie begütigend, tröstend, befreiend wirkte, neuen Lebensmut und neue Hoffnungen in ihm weckte. Wir alle freuen uns des jungen, frischen Grüns der Wiesen und Wälder, den ersten Blumen nach langem Winter, und wir sind nicht ohne innere Bewegung Zeugen des herbstlichen Blätterfalls, der uns, besonders wenn wir die unbesorgten Jahre der Jugend hinter uns haben, so eindringlich an die eigene Vergänglichkeit gemahnt. Wie trüb und unfroh sind oft die Monate November und Dezember. Der Tag wird kaum recht zum Tage, dann kommt die lange Nacht wieder; wochenlang tritt die Sonne nie hervor; höchstens als weisse, fahle Scheibe ist sie durch den Nebel sichtbar.

Da sehen wir uns hinaus aus der grauen Oede. Aber weil es da für die meisten kein Entrinnen gibt, suchen wir uns selbst zu erlösen aus dem Bann der winterlichen Starre. Man will irgendwie Sonne haben: die einen die Sonne der Erkenntnis, indem sie Bücher lesen oder Vorträge besuchen; andere die Sonne der Geselligkeit, indem sie zu Spiel oder Gesang oder Unterhaltung zusammenkommen; andere die Sonne der Kunst, indem sie Musik hören oder spielen oder ins Theater gehen. Aber keine dieser Sonnen wärmt und beglückt so köstlich wie die Sonne der Liebe. Man fühlt sich den Nächsten seines Lebenskreises näher als im Sommer, wo die Wege frei waren und die Ferne lockte. Man möchte Liebe erfahren und Liebe erzeugen, man möchte beglücken und beglückt werden, man möchte die Winterstimmung besiegen mit Freude und Lust. Es drängt uns, mit einem sichtbaren Zeichen dieser nach Beglückung und in der Beglückung durch andere das eigene Glück findenden Sehnsucht Ausdruck zu verleihen, und man tut es, wenn auch in unvollkommener Weise, indem man seinen lieben Menschen eine Gabe darbringt. Das aber darf nicht im Lärm und Drang des Alltagslebens geschehen, es muss festlich und feierlich daraus emporgehoben werden. Und diese Feier muss einen Sieg, einen hellen Triumph über die Trübseligkeit und Armut des Winters bedeuten, des Winters, der das Leben nicht zu töten vermag, es bloss in Fesseln schlägt. Und darum holt man sich den Baum, dem der Winter sein lebendig Kleid nicht zu rauben vermochte, als Sinnbild des unbesiegbaren Lebens. Und weil gerade im tiefsten Winter die Wende der Sonne sich begibt, die Wende zum neuen Frühling, lässt man den immergrünen Baum in hellem Lichterglanz er-

strahlen und behängt ihn mit Früchten und Zierat, wie nach wenig Monden der Frühling im Strahlenmeer der Sonne Wald und Feld und Berg und Tal mit seinen Gaben schmückt.

Zu keiner andern Zeit hätte es einen Sinn, einen Baum ins Haus zu holen und ihn mit Lichtern, Früchten und Flitter zu versehen. Denn draussen ist der Blütenbaum, draussen reifen uns die köstlichen Früchte und über allem leuchtet die herrliche Sonne, die Spenderin und Erhalterin alles Lebens.

So wächst also das Fest der Wintersonnenwende, das die Christen Weihnacht nennen, gewissermassen mit Notwendigkeit aus der winterlichen Nacht empor. Und der immergrüne Baum mit seinen Lichtern ist ein so treffliches Sinnbild des Naturgeschehens und unseres seelischen Erlebens, dass wir wohl kaum ein bedeutungsreicheres zu finden vermöchten.

Und demnach braucht auch das Kind des Freidenkers diese Lichtfeier inmitten des Winters nicht zu entbehren. Wenn es sich auch nicht mit dem Märchen betäuben kann, dass ein Christkind die guten Kinder beschenke, während in Wahrheit die reichen am besten wegkommen und die armen das Nachsehen haben, mögen sie noch so brav gewesen sein, wird sein Glück um nichts geringer sein. Es darf wohl wissen, dass Vater und Mutter die Spender waren und dass in den Gaben Arbeit ihrer Hände, Liebe ihres Herzens, Leben ihres Lebens eingeschlossen ist.

Der Lichterbaum braucht aber gar nicht bloss ein Sinnbild der wiederkehrenden Sonne und des unbesiegbaren Lebens zu sein. Wie der gläubige Christ, dabei den Blick in dunkle Vergangenheit zurückwendet, die Geburt eines Gottes feiert, so schauen wir Freidenker vor uns, hinaus in die Zukunft, wir schauen eine edlere Menschheit, ein glücklicheres Dasein, wir schauen Wahrheit, Freiheit und Friede, wir sehen in jedem Menschen, der darnach strebt, eine Sonnenwende sich ereignen. Wir Alten hoffen, dass in der Jugend solch ein Sonnenwendwillen glühe — und wenn die Weihnacht mit dem Lichterbaum in erster Linie ein Freudenfest für die Jugend ist, so hoffen wir, in den flackernden Lichtern das Sinnbild ihrer Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne erblicken zu dürfen.

Abwaschwasser-Weltanschauung.

In der letzten Session hat sich die Bundesversammlung mit Art. 227 des neuen schweizerischen Strafgesetzbuches befasst. Gotteslästerung! Der Entwurf in der angenommenen Fassung lautet: «Wer öffentlich und in gemeiner Weise die Ueberzeugung anderer in Glaubenssachen verspottet und Gegenstände religiöser Verehrung verunehrt, wer eine verfassungsmässig gewährleistete Kultushandlung böswillig stört oder öffentlich

verspottet, wer einen Ort oder Gegenstand, die für einen verfassungsmässig gewährleisteten Kultus oder eine solche Kultushandlung bestimmt sind, böswillig verunehrt, wird mit Gefängnis bis zu sechs Monaten oder mit Busse bestraft.»

Die Zeitungen sämtlicher Färbungen haben sich des langen und breiten über diesen Art. 227 ausgelassen. Dass den ultramontanen Katholiken die angenommene obige Fassung zu gelinde ist, versteht sich. Der Art. 227 schafft ihnen leider nicht das gewünschte Mittelalter. Auch Herr Rusch von den «Republikanischen Blättern» hat es sich nicht nehmen lassen, die Fassung und den Werdegang des Art. 227 zu glossieren. Nehmen wir uns die Mühe, seine Ausführungen etwas zu zerzupfen. Nicht im Sinne einer Würdigung oder Rechtfertigung unsererseits wollen wir dies tun, sondern lediglich zur Unterhaltung unserer Leser.

Herr Rusch glaubt, die obige Bestimmung sei an sich ganz recht. Die nächsten Zeilen aber zeigen dem Leser schon, dass er doch nicht zufrieden ist mit der Fassung. «Sie schützt insbesondere die kultische Handlung gegenüber Flégeleien, wie sie etwa immer noch vorkommen.» Hier schon drängt sich uns eine Zwischenfrage auf: Wo kommen etwa solche Flégeleien noch vor? Man lese einmal die Tagespresse aufmerksam (natürlich nicht den «Morgen» oder das Bernerhofblatt, die «Neuen Berner Nachrichten») und bald werden wir uns klar sein, wo und unter wessen Geiste etwa noch solche Flégeleien vorkommen. Sie sind dem Leser dieses Blattes wie auch Herrn Rusch wohlbekannt. Herr Rusch ist empört! «Herr Bundesrat Dr. Häberlin wünschte den Namen und Begriff Gottes im Strafgesetzbuch nicht erwähnt,» schreibt er voll Entsetzen. Damit sind die konservativen Katholiken, die «im welschen Zentrum versammelten Calvinisten», ferner einige Bauern und die sogenannten freisinnigen Katholiken mitsamt Herrn Rusch nicht zufrieden. Sie hätten gerne gesehen, wenn die «Lästerung des Namens Gottes» unter Strafe gesetzt worden wäre. Die Herren scheinen ihrem allmächtigen und allwissenden Gott nicht viel zuzutrauen, wenn sie sich als Menschen berufen glauben und fühlen, für «die Ehrung seines Namens und Begriffs einzustehen». Dies könnten sie nach unserm Dafürhalten gewiss ihrem Gott selbst überlassen. Vermögen denn unvollkommene Wesen wie der Mensch, ein vollkommenes Wesen noch zu schützen? Dass sie sich dem Schutz ihres Gottes empfehlen, verstehen wir noch, aber dass sie das «Wesen» selbst beschützen wollen, in dessen Schutz sie sich wähen, ist schon paradox. Aber das verstehen wir eben nicht, dazu muss man schon «glauben»! Es ist eine mutige Tat des Herrn Dr. Häberlin, dass er es wagte und ablehnte, Gott unter menschlichen Schutz zu stellen, wenn man bedenkt, in welcher Umgebung er dies tat. Er wird sich gesagt haben, dass der katholische,

Feuilleton.

Literatur.

Das Tagebuch. Diesmal eines von einem Großstadtpfarrer, erschienen im Furche Verlag zu Berlin. Es ist gut, dass solche Bücher kommen und uns Wege führen, die uns nicht immer zugänglich sind.

Der Verfasser ist ein ehrlicher Mann, der sich nicht scheut, die ganzen Mißstände, in und um die Kirche herum, auszusprechen und zu bekämpfen. Er ist ein Idealist, der sich an der rauhen Wirklichkeit wund reibt. Schwer kämpft er, um seinen Glauben mit den Tatsachen des Lebens in Einklang zu bringen, und wir können ihm nachfühlen, wie ihn seine Machtlosigkeit, das zu beweisen, was er glaubt, deprimiert.

In was für Tiefen, für ihn als Pfarrer gewagte Tiefen, die Gedanken des Verfassers steigen, zeigt uns so ein Satz, wie der, dass Gott für uns wohl ewig unerforschbar bleiben muss, weil er sonst seine Anziehungskraft verlieren würde. Das ist es gerade, was wir Freidenker immer wieder feststellen müssen, dass die Kirche, speziell die katholische Kirche mit ihrem Ritus die primitive Einstellung der Masse, die niedrigen Instinkte im Menschen, diese Mischung von Sensationslust, Neugierde und Gruseln, ausnutzt und nährt. Dass sie eben dieses, wie der Verfasser es nennt, Fascinosum ausbaut und dekoriert.

Hier liegt auch das Schwere an unserer freien Weltanschauung; wir haben und wollen auch kein Fascinosum, wir anerkennen nur wirkliche Tatsachen.

Es ist erfreulich, dass dieser Pastor bei seinen kritischen Beobachtungen zugeben muss, dass es eine ganz gesunde, von den Menschen geschaffene Sittlichkeit gibt, die mit göttlichem Willen nicht zu tun hat. Trotzdem quält sich unser Pfarrer damit ab, das «lebendige Wort» zu finden, mit dem er dann alle erlösen könnte. Als wenn es mit Worten getan wäre. Er erfährt es in seiner Gemeinde ja immer wieder, wie machtlos er dem seelischen wie sozialen Elend gegenübersteht, und zeitweise weiss er fast selber nicht mehr aus noch ein. All' sein Flehen bleibt unerhört und sein Unvermögen wurmt ihn so, dass er sich selbst sagen muss: «Liefere ich nicht durch meine Machtlosigkeit der Welt den Beweis, dass Gott nicht ist?» Man möchte ihm am liebsten zurufen: Mensch, Pastor, machen Sie die Augen auf, sehen Sie denn nicht, an tausend Beispielen, dass Ihr Gott sich ebensowenig um die Leiden und Notschreie des Menschen kümmert, sowenig wie irgend ein Götzenbild in Asien. Hat er in den letzten 15 Jahren nicht den Jammer von Millionen Menschen gesehen, hat er nicht Tausende von unschuldigen Kindern am Elend der Nachkriegszeit zugrunde gehen lassen, ohne sich der gemarterten Kreatur anzunehmen. Und da wundern Sie sich noch, dass es Menschen gibt, die sagen: «Der Pastor lügt.» Das erscheint doch verständlich, denn immer wenn er dringend helfen sollte, ist er nicht instand dazu.

Da ist auch der Fall Hilde Bahrfeld, den der Verfasser schildert. Ein Mädels von 18 Jahren, an der Grenze der Vernunft, schon im Uebergang zur religiösen Hysterie. Sie kommt zu ihrem Pfarrer und bittet, ja fordert, er möchte ihr sagen, was sie für Gott tun solle. Aber der Pfarrer, der mit die Schuld trägt an dieser religiösen Le-